

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63296-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Hilde ist ein Mini-Goldendoodle aus Westfalen. Von ihrem Vater, einem Zwergpudel, hat sie eine gewisse Eitelkeit geerbt, was ihre Frisur anbelangt. Hildes Mutter, eine Golden-Retriever-Dame, hat ihrer Tochter ein stoisches Gemüt, eine robuste Gesundheit sowie eine angenehme, leicht unterdurchschnittliche Menge an Intelligenz vermacht. Hilde ist pflegeleicht, aber sie bellt Frauen mit großen Handtaschen an und trägt bei feuchter Witterung eine schockierende Minipli.

Ildikó von Kürthy ist Journalistin, nicht pflegeleicht und lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Hamburg. Wenn sie nicht auf Grünstreifen nach Hundekot sucht, schreibt sie Bestseller. Ihre Romane und Sachbücher wurden mehr als sechs Millionen Mal verkauft. Bei feuchter Witterung sieht Frau von Kürthy nicht viel besser aus als ihr Hund.

«Wann immer sich im Leben von Frau von Kürthy etwas tut, wird ein Buch daraus. Das ist erfreulich, weil Ildikó von Kürthy einfach unfassbar unterhaltsam schreibt. Neben entzückenden Lästereien zieht sich aber auch ein ernster, manchmal fast weiser Ton durch das Frauchen-Buch.»

Hamburger Morgenpost

Ildikó von Kürthy

Hilde

Mein neues Leben als Frauchen
Sehnsucht an der Leine, Irrsinn
auf der Hundewiese und
spätes Glück mit Gassibeutel

Mit Illustrationen von Nicole Iwanov

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Hamburg bei Reinbek, Mai 2019
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung zero-media.net, München,
nach einem Entwurf von FAVORITBUERO, München
Umschlagabbildung Frank Grimm
Satz aus der Scala, InDesign, bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany
ISBN 978 3 499 63296 9



Prolog

Oder wie alles vor 266 Hundejahren mit einem plötzlichen und schrecklichen Ende seinen Anfang nahm.

Vielleicht begann es an diesem frühen Sommermorgen, als ich auf die Terrasse hinaustrat und mich wunderte.

Ich war elf, und es war kurz nach sieben. Ich brauchte einen Moment, um zu bemerken, dass etwas anders war als sonst.

Ich trug einen dünnen Schlafanzug und unansehnliche Pantoffeln. Der Himmel war wunderbar blau und ein Versprechen auf einen weiteren heißen, herrlichen Junitag.

Das war mir selbstverständlich egal.

Soweit ich weiß, interessieren sich Kinder nicht für das Wetter, für die Anmut grüner Bäume in der Morgensonne, für Schwalben in weiten, klaren Höhen oder sonstige Naturphänomene. Hauptsache, es regnet nicht. Kindheit entsteht ja erst aus den retuschierten Erinnerungen von Erwachsenen, die dann Dinge sagen wie «Früher gab es

noch richtige Sommer», «An Weihnachten hatten wir immer Schnee» oder «Wie unbekümmert wir doch damals waren!».

Ich bemerkte an diesem Morgen jedenfalls nichts von meiner kindlichen Unbekümmertheit und der erwähnenswert lauen Luft, sondern fragte mich lediglich, warum ich nicht, so wie sonst, angemessen begrüßt wurde.

«Mara!»

Ich rief sie einige Male.

Nichts.

«Mara!?» Meine Stimme wurde lauter und energischer, und schließlich schob sich eine schwarze Nase kurz aus dem verwitterten, ehemals grünen Hundehäuschen heraus, um sofort wieder darin zu verschwinden.

Das war seltsam.

Mara und ich hatten zwar keine innige Beziehung zueinander, denn sie war die Blindenführhündin meines Vaters und völlig auf ihn bezogen, dennoch behandelte sie mich stets mit der herablassenden Freundlichkeit, die man als geborener Opportunist der Tochter des Chefs nun mal entgegenbringt.

Üblicherweise kam sie morgens träge mit dem Schwanz wedelnd aus ihrer Hütte hervor, wenn ich frisch und ausgeruht, wie elfjährige Menschen morgens eben sind, nach ihr rief, streckte die verschlafenen Glieder, leckte mir aus Pflichtbewusstsein kurz die Hand, um dann ins Haus zu trotten und sich auf die Suche nach dem einzigen Menschen zu machen, der ihr wirklich etwas bedeutete.

Die Führhunde meines Vaters, es waren vier im Laufe von dreißig Jahren, haben meine Mutter und mich stets wie geschätztes Personal behandelt. Wir durften ihnen den Panzen servieren, die Haare bürsten und ab und zu eine Zecke aus der Haut ziehen. Nennenswerte Emotionen wurden an uns nicht verschwendet. Echte Hundeliebe gab es nur für Herrchen.

«Mara!» Ich rief noch einmal. Aber Mara ließ sich nicht mehr blicken.

Ich streifte meine Pantoffeln ab, kroch in die Hütte hinein, tastete im Halbdunkel herum und fand ein winziges, viel zu kurzes Glück.

Der Welpen, den unsere Hündin Mara im Sommer 1979 zu Welt brachte, war von Anfang an mein Hund. Ich war der erste Mensch, der ihn sah, der ihn berührte, meine Stimme war die erste, die er in seinem Leben hörte, und es sollte auch die letzte sein.

Er war, wie ich, ein Einzelkind, was bei Hunden vergleichsweise selten vorkommt, und so war Maras Schwangerschaft von uns allen unbemerkt geblieben. Sie hatte mir dieses Hundekind völlig unvermutet direkt in meine Hände hineingeboren, und es war für mich wie ein Geschenk des Himmels, mit dem eine neue Zeitrechnung begann.

Die Zeit mit ihm.

Bei der Namenswahl für den Hundekind sollte sich meine angehende humanistische Bildung zum ersten Mal bezahlt machen. Ich besuchte das in Ehren verstaubte Kaiser-Karl-Gymnasium in Aachen und ging in die sechste Klasse, die Quinta, wie wir alten Römer zu sagen pflegten. Latein gehörte zu den Pflichtfächern, und wir begrüßten unseren Lehrer mit «Salve, Magister!». Auch wenn ich, altsprachlich gesehen, bereits zu diesem frühen Zeitpunkt eine auffallende Missbegabung zeigte, wählte ich für meinen Welpen dennoch einen Namen, den ich aus dem Schulbuch «Roma I» kannte und der mir würdig genug erschien, meinen großartigen, kleinen Hund durch sein Leben zu begleiten: «Imperator».

So nannte ihn dann letztlich jedoch nur mein wenig später, als die erste Fünf im Zeugnis drohte, eilig engagierter Latein-Nachhilfelehrer. Alle anderen sagten «Impi».

An dieser Stelle möchte ich bemerken, dass das kleine Vermögen, das meine Eltern in meine Nachhilfestunden investiert haben, ausgesprochen schlecht angelegtes Geld war. «Mater clamat, pater vocat.» Dieser Satz ist der einzige, der mir nach neun Jahren Lateinunterricht in Erinnerung geblieben ist. Und wahrscheinlich ist der auch noch falsch.

Ist es nicht absurd, dass wir immer noch ein Schulsystem haben, in dem die Schüler angehalten sind, dort am meisten zu lernen, wo sie die schlechtesten Noten haben? Was für ein ungeheurer Energieverlust! Wie viel Lebenszeit habe ich mit Mathe und Latein verbracht, ausgerechnet den Fächern, die ich am meisten ablehnte. Hätte ich doch mehr Klavier gespielt, mehr Englisch gesprochen, ein Pferd gepflegt und Malunterricht bekommen, statt an einem nichtssagenden Abi-Durchschnitt zu feilen, den nach der Abschlussfeier niemanden mehr interessiert hat. In Mathe bin ich über ein «gerade noch ausreichend» nie hinausgekommen.

Schnell stellte sich heraus, dass unter den Rüden aus der Nachbarschaft nur einer als der uneheliche Erzeuger unseres Nachwuchses in Frage kam. Mein Imperator hatte den schönen, eleganten Kopf seiner Schäferhund-Mutter und ihre wohlgeformte, lange Schnauze. Jedoch sein kurzes braunes Fell sowie die entzückenden Schlappohren stammten eindeutig von dem Boxer vier Häuser weiter. Der hieß «Eros» und hatte in dieser Angelegenheit seinem Namen alle Ehre gemacht.

Impi war der erste Hund in unserer Familie, der keine andere Aufgabe hatte, als ein Hund zu sein – mein Hund. Mara und ihre Vorgängerin Mackó – ungarisch für Teddybär, ein ganz und gar unpassender Name für diese humorlose, pflichtbewusste und ehrfurchteinflößende belgische Schäferhündin – waren als hervorragend ausgebildete, er-

wachsene Tiere zu uns gekommen, die meinen Vater sicher durch die Stadt führten, an jedem Bordstein und an der Ampel stehen blieben, die ihn um Hindernisse herumbugsierten und sich durch nichts und niemanden von ihrer Aufgabe ablenken lassen durften. An ihrer Arbeit hing schließlich ein Leben, das meines Vaters, der am anderen Ende des Geschirrs ging und dem nichts anderes übrigblieb, als sich, blind, wie er war, auf sie zu verlassen.

Diese Hunde kamen mir ernst und würdevoll vor, und abgesehen von ihrem offen zur Schau getragenen Desinteresse an mir war ich bis dahin wohl auch noch zu jung, um das Zusammensein mit ihnen bewusst genießen zu können. Ich legte zwar ab und zu meinen Kopf auf ihren Bauch, fühlte mich aber eher geduldet als gemocht. Unsere Hunde waren rund um die Uhr im Dienst.

Mein Impi dagegen hatte immer Freizeit. Er war übermütig und auf freundliche Art ungehorsam. Er grub den Garten um und rannte mich vor Freude über den Haufen. Er schlief neben meinem Bett und verabschiedete den Tag stets wahlweise mit einem wohligen Seufzen oder einem lauten Pups.

Mein Leben, das mir vorher nicht leer vorgekommen war, war plötzlich auf eine ungeahnte Weise erfüllt. Ich konnte es nicht erwarten, aus der Schule zu kommen, um mit meinem Hund im Garten zu toben, ihm beizubringen, Pfote zu geben, oder einfach neben ihm im Gras zu liegen, seinen weichen hellen Welpenbauch zu kraulen und so glücklich zu sein wie noch nie.

Impi liebte alle Menschen. Er war noch kein Jahr alt, als er daran starb.

Ich war nur einen kleinen Moment lang unachtsam an diesem Nachmittag. Ich trat aus der Haustür, und Impi huschte bestens gelaunt an mir vorbei. Voll überschwänglicher

Zuneigung und mit wehenden Schlappohren rannte er auf die Straße, um dem Auto meines Onkels zu folgen, der sich gerade verabschiedet hatte.

Ich rannte hinter ihm her. Ich rief ihm nach: «Impi, komm zurück!» – und womöglich wollte er zum ersten Mal in seinem Leben gehorchen, denn er wandte sich mitten im Lauf um, und ich könnte bis heute schwören, dass er mir zugelächelt hat. Bloß das entgegenkommende Auto, das hat er dabei übersehen.

Zehn Minuten später war die Tierärztin da, um meinen Hund, noch auf der Straße liegend, einzuschläfern. Sein Schädel war gebrochen, aber er hatte keine äußeren Verletzungen und keine Schmerzen. Er lag friedlich auf der Straße und schien es mir nicht übelzunehmen, dass er sterben musste, weil ich nicht gut genug auf ihn aufgepasst hatte.

Ich weinte, ich rief seinen Namen. Und mit einem freundlichen, leichten Heben seiner Schwanzspitze nahm er Abschied von mir und von seinem schönen, kurzen Leben.

Mein Vater und ich fuhren Impi in einer Schubkarre die wenigen Meter zu uns nach Hause zurück. Am nächsten Morgen war sein Körper steifgefroren und mit Raureif bedeckt. Wir begruben ihn im Garten, und für mich begann eine neue Zeitrechnung.

Am Valentinstag 1980.

Die Zeit ohne ihn.





Oktober

Das letzte Kind hat Fell: endlich ein Mädchen!

Wie ein Hund nach Hause kommt und ein neues Leben beginnt

Kot auf dem Kelim, schlaflose Nächte, getrocknete Kaninchenohren, Übergriffigkeiten in der Welpengruppe und sehr große Zweifel, ob Träume immer wahr werden sollten

38 Jahre später:

3. Oktober

Ort: A 1. Die Autobahn zwischen Hamburg und Köln. Ich blicke in zwei aufgeregte kleine Gesichter im Rückspiegel. Meine Söhne sind ungewöhnlich still. Diesmal, das spüren wir alle, könnte es ernst werden.

Gemütszustand: Bang, gebannt, gespannt, aufgeregt, froh und unsicher. Wird sich in wenigen Stunden eine uralte Sehnsucht erfüllen? Kurz denke ich an einen Sommermorgen vor grob geschätzten tausendfünfhundert Jahren. Ein Kind in einer Hundehütte. Ein Welp auf dem Schoß. Und dann: ein toter Hund in einer Schubkarre, ein Grab vorne im Garten gleich bei den Forsythien. Mein Gefühl sagt mir, dass wir auf der Rückfahrt einer mehr sein werden.

Noch dreihundert Kilometer. Man kann mir wirklich nicht vorwerfen, dass ich zu Spontanhandlungen neige. Ich habe mir 38 Jahre Zeit gelassen.

«Ich habe nur noch zwei Hündinnen. Sie müssen sich beeilen. Am besten, Sie kommen gleich morgen früh», hatte der Züchter aus Castrop-Rauxel gesagt, als ich vorgestern Abend bei ihm anrief.

Morgen!? Nach all den Jahren und all den Zweifeln erschien mir das dann doch recht schnell, um nicht zu sagen, übereilt.

«Wir sind absolute Hundeanfänger», rief ich aufgeregt und deutlich zu laut in den Hörer. «Ich habe zwei kleine,

wilde Söhne, wenig Erfahrung und einen Mann, der einen Havanese nicht von einem Langhaarmeerschweinchen unterscheiden kann! Meinen Sie, das ist der richtige Hund für uns?»

«Ich sag mal so», antwortete der Züchter im fernen Westfalen unbeeindruckt, «wenn Sie es mit diesem Hund nicht schaffen, dann schaffen Sie es mit keinem.»

«Passt es Ihnen um elf?», hauchte ich ergriffen, war mir der Tragweite meiner Äußerung vollends bewusst und machte mich am nächsten Morgen mit meinen Kindern, einem Wäschekorb und einer rosafarbenen Kuscheldecke auf den Weg in ein neues Leben.

Das ist sonst nicht meine Art. Ich gehöre, und das sage ich eher mit Bedauern als mit Stolz, zu den Menschen, die sich schnell – um nicht zu sagen, unüberlegt – entscheiden. Reifliches Abwägen, sorgfältiges Prüfen des Sachverhaltes aus verschiedenen Blickwinkeln oder womöglich noch mal eine Nacht drüber schlafen – das sind mir völlig fremde Verhaltensweisen.

Ich bin nicht das, was man besonnen nennt. Langfristige Planung ist meine Stärke nicht. Aus diesem Grund treffen mich der Sommer und Weihnachten stets unvermutet und unvorbereitet. Im Sommer habe ich meist noch meine Weihnachtsfigur, und am 23. Dezember überlege ich, mich scheiden zu lassen, bloß damit ich meinem Mann nichts schenken muss. Die Kinder würde ich ihm zu diesem Zeitpunkt auch freiwillig überlassen.

Weitsichtiges Handeln nehme ich mir immer wieder gerne vor, aber ich habe noch keine Diät durchgehalten, ich habe keinen romantisch eingewachsenen, perfekt geplanten Garten und keine wasserdichte Altersvorsorge.

Ich bin der Typ für Schnittblumen, kurzfristige Um-entscheidungen, spontane Entscheidungen, und ich verfolge bei meinen beiden Söhnen eine liebevolle, zugleich strenge Pädagogik der Inkonsequenz. Außerdem gehe ich

nicht gern spazieren und bei Regen schon mal gar nicht. Einen Hundekotbeutel empfinde ich als den Gipfel der Entwürdigung. Und ich mag es nicht, wenn man mir übers Gesicht leckt, besonders wenn derjenige vorher Exkremente oder das eigene Erbrochene zu sich genommen hat. Ich bin auch dagegen, dass jemand in mein Arbeitszimmer kackt.

Warum sollte ausgerechnet ich einen Hund haben?

Da ich mir diese Frage seit fast vierzig Jahren stelle, weiß ich mittlerweile, dass es keine zufriedenstellende Antwort gibt. In wiederkehrenden Diskussionen mit meinem Mann, einem vernünftigen Menschen, der Spaß daran hat, seinen Verstand zu benutzen, und sich deshalb weder zum Karneval noch zu Haustieren hingezogen fühlt, zog ich stets den Kürzeren.

Aus rationaler Sicht betrachtet – aber herrje, wer will die Dinge denn schon rational betrachten? Ein Bedürfnis, das mir seit jeher fremd ist! – spricht einiges, nun ja, fast alles gegen die Anschaffung eines Hundes. Er kostet Geld, Zeit und macht Dreck. Und wohin mit dem Vieh im Urlaub? Ein Hund verlangt Aufmerksamkeit, Zuwendung und Konsequenz, er ist ein weiteres Familienmitglied mit eigener Agenda und käme als zusätzlicher Organisationsaufwand in einen Familienalltag, der auch ohne haarendes und verdauendes Haustier mit Bewegungsdrang voll genug ist. Vier Leute mit gutbestückten Terminkalendern und winzigem Großstadtgarten brauchen keinen Hund.

Was soll man da sagen?

Nichts natürlich. Stimmt ja alles.

Man kann sich nur gegen besseres Wissen für einen Hund entscheiden. Ich brauche keinen Hund, aber er fehlt mir trotzdem.

Mit Rationalität hat das nicht auch nur im Entferntesten etwas zu tun.

Es geht um Sehnsucht und Wehmut. Es geht um das Gefühl, das sich einstellt, wenn dein Hund seinen Kopf auf dein

Knie legt. Wie sich dann dein Herzschlag verlangsamt, wie sich für einen Moment alles zum Guten fügt und die ganze Welt für einen langen, tiefen, wohligen Atemzug zur Ruhe kommt.

Aber: Würde dich das überzeugen, wenn du Hunde und ihre neurotischen Halter nur aus dem Park kennen würdest? Wenn deine Berührungspunkte mit Vierbeinern sich auf die Scheiße beschränken würde, die du dir ab und zu zähnefletschend aus den Rillen deiner Stiefel kratzen musst?

Es war zum Beispiel kontraproduktiv, als sich ein Pudel auf mich stürzte, während ich meinen Partner bei einem ausgeruhten Spaziergang über die Vorzüge eines Hundes informieren wollte, und versuchte, irre hechelnd mein Schienbein zu begatten. Da gehen einem schnell die Argumente aus.

Ähnlich wie bei Kindern sind auch die Hunde anderer Leute oft eher ein Grund, sich die ganze Sache doch noch mal durch den Kopf gehen zu lassen.

Ich streifte mir, elegant und souverän, wie ich fand, den Pudel vom Bein und versuchte, den Vorfall zu übergehen. Aber das Tier ließ nicht locker. Als handele es sich um ein Tinder-Supermatch, stürzte sich der lüsterne Hund immer wieder auf mich. Die Leute guckten schon, und es war mir unglaublich peinlich.

Mein Mann war einfach schon mal vorausgegangen und tat so, als hätte er die Frau mit dem kopulierenden Pudel an der Hacke noch nie zuvor gesehen.

Das Thema Hund beerdigte ich danach einmal mehr. Aber die Sehnsucht ließ irgendwie nicht locker – wobei ich sagen muss, dass ich im Laufe der Jahre meinen Sehnsüchten gegenüber etwas misstrauisch geworden bin.

Ich weiß, dass es gerade todschick und total angesagt ist, seiner Sehnsucht zu folgen. Unzählige Bücher, unter anderem meine eigenen, handeln davon.

Mit der Sehnsucht ist man immer auf der richtigen Seite. Ähnlich wie bei den Themen Mülltrennung, Mitmenschlichkeit, Tierschutz, Weltfrieden und Pilates kann man nichts falsch machen, wenn man von seinen Sehnsüchten schwärmt und die Erfüllung derselben in Angriff nimmt. Dafür gibt es in Talkshows Applausgarantie, und in geselligen Runden wird zuverlässig bestätigend genickt.

Das Aufspüren tiefster Sehnsüchte ist unter Leuten, die dafür Zeit und keine anderen Sorgen haben, absolut angesagt. Leuten wie mir.

Dabei kann einen die Sehnsucht direkt in eine sehr dunkle Sackgasse leiten. Sehnsucht ist mitunter ein tückisches kleines Biest, das uns mit Wonne ein Leben lang an der Nase herumführt.

Die Sehnsucht redet uns ein, uns würde etwas fehlen. Sie macht uns die Gegenwart madig und behauptet ständig, dass das Leben bedeutend schöner sein könne, wenn wir doch bloß auf sie hören würden.

Möchtest du denn nicht doch lieber auf dem Land leben, im Einklang mit der Natur und einem innigen Verhältnis zu flachen Schuhen, Gummistiefeln und Maulwurfshügeln? Wäre es nicht viel besser, nach einem Partner Ausschau zu halten, der sich freiwillig an Weiberfastnacht verkleidet und der nicht so tut, als sei Rosenmontag ein Tag wie jeder andere? Und sollten deine Kinder nicht lieber Hockey statt Fußball spielen und du selbst wieder Klavierunterricht nehmen und abends spazieren gehen, statt Netflix-Serien zu gucken?

Als ständig von mehr oder weniger existenziellen Sehnsüchten gebeutelter Mensch weiß ich sehr genau, wovon ich spreche, und kann nur eindringlich warnen: Keineswegs ist das, wonach wir uns sehnen, auch immer das, was uns glücklich macht.

Es hat sich zum Beispiel wider Erwarten herausgestellt, dass ich sehr gut ohne einen Dampfkochtopf zurechtkom-

me. Da hatte ich ihn aber schon gekauft. Auch andere lang herbeigesehnte Anschaffungen wie der Spiralschneider, der Wellensittich und die Thomas-Mann-Gesamtausgabe haben nicht gehalten, was mir meine Sehnsucht nach ihnen versprochen hatte. Die Anschaffung meines Schminkspiegels, meiner Kinder und des Toilettendeckels mit Absenkautomatik habe ich hingegen nie bereut.

Erfüllte Träume sind letztendlich nichts anderes als Realität, und manche von ihnen sind im wahren Leben gar nicht gut aufgehoben.

Der Wellensittich war mir zu fad, Thomas Mann zu anspruchsvoll, Zucchini spaghetti zu vernünftig.

Allen Tierschützern sei an dieser Stelle gesagt, dass ich den Wellensittich selbstverständlich nicht zu den Haushaltsgeräten rechne. Auch wenn ich, das muss ich zugeben, zu ihm, anders als zu meinem Schminkspiegel, nie eine Beziehung auf Augenhöhe aufbauen konnte. Der Sittich, ich bekam ihn mit elf, fand bei unserer Nachbarin ein liebevolles Zuhause und wurde steinalt.

Ich will nur sagen: Man kann böse Fehler machen, wenn man sich Träume erfüllt. Das mag bei Küchengeräten und Urlauben relativ undramatisch sein, anschließend ist man zwar deutlich ärmer, aber immerhin klüger.

Bei allem, was lebt, fühlt und dein und anderer Leute Leben grundlegend verändert, hat man die Pflicht, seine Sehnsucht sehr sorgfältig zu überprüfen und sich klarzumachen, was es bedeutet, wenn man aufhören muss zu träumen und stattdessen in Echtzeit Kinderpos oder Katzenklos sauber halten muss.

Wie ist es wirklich, wenn der nächste Supermarkt acht Kilometer weit entfernt und dein einziger Nachbar auf dem Dorf ein Mistkerl ist? Findest du es wirklich gut, wenn dein Mann an Karneval als Bockwurst mit Röstzwiebeln geht, und ist es für dich in Ordnung, Spulwürmer aus einem Hundedarm zu ziehen?

Ich frag ja nur.

Deshalb ließ ich mir für meine Entscheidung zweihundertsechundsechzig Hundejahre Zeit und habe mir zwischenzeitlich die Sache mit dem Karnevalisten und dem Wohnsitz auf dem Land abgeschminkt.

Aber heute bin ich bereit herauszufinden, ob sich in Castrop-Rauxel, im Kreis Recklinghausen, Regierungsbezirk Münster, ein Traum erfüllen wird, den ich, so dachte ich, als Kind begraben hatte, vorne im Garten gleich bei den Forsythien.

Noch siebzig Kilometer. Gerade taucht die Ausfahrt Münster-Süd vor mir auf. Reflexartig fahre ich auf die rechte Spur und werde langsamer. Früher bin ich hier jedes Mal abgefahren. Manchmal bloß aus Pflichtbewusstsein, manchmal in Eile, ab und zu genervt, aber immer und bis zum Schluss aus alter, langer Liebe.

Und jetzt, als ich mit einem kurzen Anflug von Herzensschwere das Tempo wieder erhöhe und an der Ausfahrt vorbeifahre, weiß ich hundertprozentig genau, wie mein Hund, der womöglich bereits in Castrop-Rauxel auf mich wartet, heißen wird!

Erleuchtungsgleich kommt der Name auf Höhe der Raststätte Münsterland über mich – ähnlich wie in der Yogastunde für Schwangere vor zwölf Jahren, als mir blitzartig klarwurde, wie mein Sohn zu heißen hatte.

Mein Mann hatte damals allerdings sein Veto gegen meine Eingebung eingelegt, weil ihn der Name Johann an einen Studienkollegen mit dem Temperament einer Wanderdüne und einem üppig behaarten Muttermal auf der Stirn erinnerte.

Diesmal würde ich mir nicht in meine Erleuchtung reinquatschen lassen. Der Hund und sein Name sind allein meine Sache.

Sie wird Hilde heißen!

Für mich kam nur ein Mädchen in Frage. Da würde ich diesmal, anders als bei der Anlieferung meiner Kinder, keine Kompromisse machen. In einem männerdominierten Haushalt mit zwei Söhnen, einem Mann und zwei engagierten Patenonkeln war mein Hang zu Kitsch, rosafarbener Bettwäsche und üppig geblühten Badetüchern schon seit Jahren dramatisch zu kurz gekommen.

Mit Hilde würde das anders werden, und an meinem inneren Auge zogen bereits Tapeten im Laura-Ashley-Stil und pink karierte Hundekörbchen vorbei. Auch ein rosa Schleifchen im Fell meines noch zu erwerbenden Hundes spielte, ich muss es zugeben, bei diesen Phantasien eine Rolle.

Hilde und ich.

Ich und Hilde.

Ein fabelhafter Name. Hilde.

Wie meine geliebte Tante, die ich mein Leben lang in Roxel besucht habe. Ausfahrt Münster-Süd und dann nur noch ein paar Kilometer bis zu dem kleinen Backsteinhaus, in dem meine Mutter groß geworden war und meine Tante Hilde bis zu ihrem Tod vor zehn Jahren lebte.

Ein Zimmer unterm Dach mit einem behaglichen Alkovenbett in einer weißen,holzvertäfelten Wand war wie mein zweites Zuhause gewesen. Daneben die Küche, in der es stets nach Kaffee und Keksen duftete, ein Bad mit einem riesigen Boiler, ein Fernsehsessel, bezogen mit dunkelbraunem Cord, und im Garten ein Kirschbaum, der die Kinder der Nachbarschaft mit Kuchen und Marmelade versorgte.

Ihre letzte Ruhe hatte meine wunderbare Tante, die wilde Hilde, widerwillig auf dem kleinen Dorffriedhof in Autobahnnähe gefunden. Da liegt sie nun, die tote Tante, direkt an meinem Weg der Sehnsucht.

Als emotional ausgerichtete Rheinländerin mit melodramatischen ungarischen Wurzeln wische ich mir einige Tränen aus den Augenwinkeln. Meine Söhne sind das gewohnt, die gucken nicht mal mehr.

Das ist Schicksal, oder? Ich spüre, wie sich ein dümmlich-seliges Lächeln auf meinem Gesicht breitmacht.

Quatsch, maßregele ich mich selbst, jetzt werd nicht peinlich.

Mal ehrlich: Ich mache keinen Fehler, oder? Was meinst du, Tante Hilde? Alles wird gut?

Ja. Ja, ganz bestimmt.

Ich nicke mir selbst ermutigend zu. Wir schauen uns die Welpen schließlich einfach nur mal unverbindlich an. Noch ist nichts entschieden.

Außer dem Namen. Der ist sicher.

Hilde.

4. Oktober

Zeit und Ort: Vier Uhr morgens im Garten.

Dresscode: Ganz zwanglos in Pantoffeln und Schlafanzug.

Begleitung: Hilde, acht Wochen alt.

Ich betrachte gedankenverloren den kleinen Welpen, der vor drei Minuten in unser Schlafzimmer gekackt hat. Er sitzt jetzt etwas ratlos mitten in der Nacht auf einem Stückchen Rasen in 20149 Hamburg, Bezirk Eimsbüttel. Hildes neues Zuhause.

Hilde guckt.

Ich gucke auch.

Ach du meine Güte, denke ich erschrocken und überwältigt von der plötzlichen Erkenntnis: Wir haben einen Hund!

Trotz jahrelanger Überlegungen und sorgfältigen Studiums aller in Frage kommender Rassen war Hilde in unser Leben getreten, ohne dass wir auf sie vorbereitet waren.

Ich hatte, so schien es mir, an alles Wesentliche gedacht, als wir uns auf die Fahrt zu Hilde machten. Dass ich am Tag der deutschen Einheit ohne Geld unterwegs war, bemerkte

ich allerdings nicht, und das sollte sich als ernstzunehmende Hürde beim Kauf des Welpen herausstellen.

Drei Herzen klopften schneller, als wir in der Einfahrt des Züchters parkten. Der Mann, der uns öffnete, führte uns wortkarg um sein Haus herum zu einem großen Freilaufgehege.

In der Sekunde, in der wir das Gehege betraten und das Törchen hinter uns ins Schloss fiel, fiel auch meine Entscheidung.

In einem Jahr werde ich verdrängt haben, was dann geschah.

Denn bis dahin wird meine Erinnerung diesen Moment zu einer der romantischsten Situationen meines Lebens verklären. Ich werde voller Überzeugung behaupten, dass ich die innige Verbindung zwischen mir und Hilde augenblicklich und überwältigend gespürt hätte, als die fünf Welpen auf uns zustürmten.

Ich werde mit einem Emotions-Kloß im Hals sagen, dass dieses kleine helle Hundemädchen offenbar genau wusste, dass wir ihre neuen Menschen sein sollten, dass sie uns auswählt hat und dass alles vom Schicksal genau so gewollt war. Eine Fügung, Donnerwetter, ja, ganz eindeutig. Dafür spricht ja auch die tote Tante und die Sache mit dem Geld.

Es gibt ein paar Lebensmomente, um die sich stets liebevoll und hartnäckig Legenden winden wie Klematis um Rankhilfen: Heiratsanträge, Geburten und die erste Begegnung mit deinem Welpen.



Ich hatte zum Beispiel das Pech, dass ich meine Freundin Moni nur zwanzig Minuten nach der Geburt ihres Sohnes anrief. Und ich muss sagen, ich bin bis heute froh, dass ich damals meine beiden Söhne schon zur Welt gebracht hatte. Die unzensurierte Schilderung des Geburtsvorgangs und der dragonerhaften Hebamme hätte bei mir womöglich zu einer Korrektur meines Kinderwunsches und strengster Geburtenkontrolle geführt.

Wenn man Moni heute fragt, berichtet sie stets unter Tränen vom schönsten Erlebnis ihres Lebens, dieser unglaublichen Harmonie im Kreißsaal, ein perfekter Moment, ganz dicht gefolgt vom Heiratsantrag ihres Mannes. Daran, dass sie zu dieser Zeit noch eine Affäre mit Sebastian hatte und eigentlich überlegte, den zu heiraten, möchte Moni heute nicht mehr erinnert werden.

Bevor sich also die Erinnerung mit einem Weichzeichner über die Geschehnisse im Hundegehege von Castrop-Rauzel hermacht, erzähle ich es einmal so, wie es wirklich war. Der Züchter war westfälisch-grantig und hatte nicht das

geringste Interesse an uns und unseren Lebensumständen. Das war mir neu und hätte mir seltsam vorkommen sollen. Denn laut Lehrbuch sollte sich jeder Hundezüchter genau erkundigen, in welche Hände er seine Welpen abgibt.

Zwei Hundefamilien und ihre Züchter hatte ich bis dahin besucht. Alle hatten stets genau erfragt, wo und wie ihre Hunde bei uns leben würden. Gab es einen Garten? Würde der Welpen viel allein sein müssen? Wer würde regelmäßig mit ihm spazieren gehen? War der Besuch einer Welpenschule geplant? Waren wir uns genau im Klaren, worauf wir uns einließen?

Eine Züchterin hatte uns ein Jahr zuvor sogar abgelehnt, weil sie den Eindruck hatte, wir seien noch nicht so weit. Damit hatte sie recht gehabt – der grauenvolle Gestank in ihrem Haus und ihr unwirtlicher Charakter hatten uns aber sowieso Abstand von dem Unterfangen nehmen lassen.

Eine wunderbare Flat-Coated-Retriever-Züchterin hatte uns derart genau erläutert, wie anspruchsvoll, wissensdurstig, intelligent, bewegungsbegierig und, äh, haarig ihre Tiere seien, dass wir es mit der Angst zu tun bekommen hatten. Auch die schiere Größe der Welpenmutter hatte uns erschreckt, denn ein hüfthohes, zugegebenermaßen bildschönes Tier schien uns dann doch eine Nummer zu groß für unsere Kleinfamilie.

Auf dem Rückweg war mein Mann dezent auf den Teich mit den Koi-Karpfen im Vorgarten der Züchterin zu sprechen gekommen. Diese stillen, haarlosen Tiere hatten ihn tief beeindruckt, und er stellte sich, so hatte er wie absichtslos hinzugefügt, ein Zusammenleben mit ihnen angenehm kontemplativ und harmonisch vor.

Aber ich war nicht bereit, mich auf diese Diskussion einzulassen. Entweder ein Hund oder gar kein Haustier. Der Reiz von Fischen, Schlangen, Vögeln, Meerschweinchen, Fauchschaben und Hamstern hat sich mir nie erschlossen. Und Katzen fühle ich mich schon seit jeher unterlegen,

so jemanden hole ich mir doch nicht freiwillig ins Haus. Schlimm genug, dass mein Mann und meine Söhne mir viel zu selten, eigentlich sogar nie mit der gebotenen Unterwürfigkeit und Bewunderung begegnen.

In meiner sehnsuchtsvollen Vorstellung hatte ich mich stets an der Seite eines großen, stolzen, hochbeinigen Hundes mit schwarz oder braun glänzendem Fell und unbeugsamem Charakter gesehen, der mühelos über Gatterzäune springen und jeden Einbrecher in die Flucht schlagen konnte.

Eine schlanke Rasseschönheit, die sich gut auf unserem dunklen Räuchereichenparkett machen würde und die an der Alster neidvolle und anerkennende Blicke auf sich ziehen würde. Ein intelligentes, Ehrfurcht einflößendes, edles Tier mit Stammbaum und adeligem Züchter.

Quasi mein Ebenbild.

Es heißt ja, dass sich Hund und Halter stets ähneln und man von dem einen Rückschlüsse auf den anderen ziehen kann. Nun, da wollte ich mir doch nicht freiwillig ein treudoofes, stummelbeiniges Plüschhäschen ans Bein binden, das beim ersten Windstoß umfällt, Angst vor Regenwürmern hat und auf jeder Hundewiese zum willfähigen und demütig winselnden Spielball der coolen Weimaraner, Magyar Vizslas und Rhodesian Ridgebacks wird.

Im Zuge meiner Recherchen, meiner Besuche bei Züchtern und meiner radikalen inneren Selbstbefragung war mir jedoch leider klargeworden, dass der Hund meiner Träume nichts in meiner Realität verloren hatte.

Der Weimaraner würde zwar farblich hervorragend zu unserem Ecksofa und dem Teppich im Flur passen und ein Flat Coated Retriever zu meiner Garderobe und meiner Vorstellung von einem «richtigen Hund», aber beide wären für meinen Alltag völlig ungeeignet und sind nichts für Hundeanfänger.

Im Laufe der Zeit hatte sich für mich ein ziemlich deutliches Bild ergeben von dem Hund, der zu uns passen würde: nicht zu groß und nicht zu klein, damit die Kinder möglichst bald allein mit ihm spazieren gehen können, ohne willenlos von ihm herumgeschleift zu werden. Wenig haarend und pflegeleicht, weil ich nicht gern putze und schon mit meiner eigenen Frisur überfordert bin.

Ausgeglichen sollte er sein und familientauglich und keinen Jagdinstinkt haben, denn es erscheint mir mühsam und irgendwie auch blöd, einen Hund anzuschaffen, von dem man schon vorher weiß, dass man mit seinem Hauptcharakterzug nichts anfangen kann und ihm den erst mal abgewöhnen muss.

Ich brauche auch keine Intelligenzbestie, die man am Tag mehrere Stunden lang mit Suchspielen, Rechenaufgaben und anspruchsvollem Geschicklichkeitstraining bei Laune halten muss.

Einigermaßen ansehnlich sollte er trotz allem auch aussehen und so, dass man hinten nicht ununterbrochen reingucken kann. Ich schätze Hunde nicht, die ihren After offen tragen. Da bin ich oberflächlich. Ich hab's gern, wenn hinten was drüberhängt.

Hilde erfüllte als sogenannter Mini-Goldendoodle laut Anzeige all diese Kriterien. Vom Flat Coated Retriever war sie in etwa so weit entfernt wie ein Erdmännchen von Black Beauty oder Martin Semmelrogge von Ryan Gosling, aber sie gehörte immerhin zur Familie der Caniden, mit 42 Zähnen und vier Zehen, und sie war acht Wochen alt, und wir konnten sie sofort haben.

Das gab den Ausschlag. Ich wollte nicht länger warten.

Das Schicksal nahm seinen Lauf.

Als wir das Gehege betraten, gab es kein Zurück mehr. Eine Kugel war ins Rollen geraten, und sie würde unaufhaltbar ihr Ziel finden. Ich würde diesen Ort nicht ohne Hund verlassen.

Wir wurden von den fünf bezaubernden Welpen umringt, einige hatten die Farbe dunklen Honigs, zwei waren so hell wie der Flokati in meinem Jugendzimmer – bevor die Flasche Lambrusco darauf umgekippt war.

«Sie sollten sich jetzt entscheiden, in zehn Minuten ist der nächste Besichtigungstermin», sagte der Züchter.

«Sind das die Eltern?», fragte ich. Eine schöne Golden-Retriever-Hündin und ein Zwergpudel, über dessen Äußeres ich hier kein Wort verlieren werde, denn ich möchte mich nicht schlecht über Hildes Verwandtschaft äußern, bellten aus dem Gehege nebenan zu uns herüber. Der Züchter nickte.

«Wie können die denn zusammen Welpen erzeugen? Das ist ja rein anatomisch nur schwer möglich», fragte ich.

«Künstliche Befruchtung. Das ist aufwendig. So erklärt sich auch der Preis.»

Aha. Ich betrachtete die beiden kleinen Hündinnen, die für uns in Frage kamen. Meine Söhne wälzten sich bereits übergücklich zwischen den Welpen am Boden.

«Wie heißen die beiden Mädchen denn?», fragte ich. Der Züchter reagierte etwas unwirsch und sagte: «Die haben keinen Namen. Den müssen Sie sich schon selbst ausdenken.»

Ich griff nach dem Flokati-Mädchen und nahm sie auf den Arm.

War das etwa unserer?

Sie machte einen freundlichen Eindruck und hatte vier Beine. Schien alles dran zu sein, was man so braucht als Hund. Mir gefiel ihre Farbe, und ich mochte ihre karame'llfarbenen Ohren, die ein wenig dunkler waren als der Rest. Letztlich, ich muss es zugeben, war die Optik und nicht das Schicksal ausschlaggebend.

Ich gab mir einen Ruck und sagte den Satz, von dem ich wusste, dass er mein Leben verändern würde: «Wir nehmen diese hier. Okay?»

Meine Söhne jubelten, der Züchter sagte, für meinen Geschmack etwas zu ungerührt, er würde den Kaufvertrag fertig machen.

Ach so, ja. Der Preis. 1500 Euro.

Ich hatte 67 Euro 52 dabei.

«Da gibt es ein kleines Problem», sagte ich und setzte die zukünftige Hilde vorsichtig zurück auf den Erdboden. «Ich habe in der Aufregung nicht genug Geld mitgenommen. Heute ist ja Feiertag, und am Automaten bekomme ich nicht mehr als tausend Euro. Ob Sie uns über den Rest eine Rechnung schicken könnten? Ich lasse Ihnen auch gern ein Pfand da.»

Der Züchter schaute mich an, als hätte ich einen sehr, sehr schlechten Witz gemacht, den er noch dazu schon oft gehört hatte.

«Den Hund gibt es nur gegen den vollen Kaufpreis. Dann müssen Sie eben noch mal kommen. Ich schätze aber, dass die Mädchen bis morgen alle weg sind.»

«Aber wir sind extra aus Hamburg angereist!»

Der Züchter zuckte mit den Schultern und schaute auf die Uhr.

«Wir sind in einer Stunde wieder da. Mit dem Geld», sagte ich, warf Hilde einen verschwörerischen Bick zu, den sie nicht erwiderte, und schritt mit meinen Söhnen so stolz wie möglich zum Auto zurück.

Die Kinder waren den Tränen nahe. Ich auch.

Ich empfinde es als ehrenrührig und als persönliche Abwertung, wenn man mir unterstellt, ich sei zu einem Betrug fähig, obschon ich absolut lautere Absichten habe. Wenn ein Kaufhausdetektiv meine Tasche kontrolliert, dann kann er dabei tausendmal sagen, dass er nur seine Pflicht tue. Das ist doch Quatsch. Seine Pflicht ist es, möglichst viele Diebstähle zu verhindern. Und die Tatsache, dass er mich für fähig hält, ohne einen Nervenzusammenbruch auch nur einen Kleiderbügel aus dem Laden zu schmuggeln, zeigt,

dass er kein Fachmann ist und seine Zeit an die Durchsuchung von Menschen ohne jegliche kriminelle Energie verschwendet.

Er habe schon mehrere schlechte Erfahrungen gemacht, hatte der Goldendoodle-Züchter gesagt. «Ja und?», möchte man solchen Leuten zurufen. «Dann machen Sie doch zur Abwechslung mal eine gute!»

Aber der Mann hatte nicht den Eindruck gemacht, als sei er an einer Korrektur seiner Weltsicht interessiert. Und so steuerte ich gekränkt den nächstgelegenen Geldautomaten in Herne an und bekam dort tausend Euro.

Ich fuhr zu einer nahegelegenen Tankstelle und versuchte dort mit meiner Kreditkarte mein Glück. Geld nur gegen Geheimnummer. Die hatte ich aber nicht. Meine Verzweiflung wuchs.

Hilde, wir würden dich nicht hinter den feindlichen Linien zurücklassen!

Die Kassiererin bedauerte meinen desaströsen Zustand sehr, wies mich aber darauf hin, dass die Schlange hinter mir bereits enorme Ausmaße angenommen hatte.

Ich war jetzt bereit, bis zum Äußersten zu gehen, baute mich möglichst imposant vor den etwa zehn wartenden Menschen auf, die ihre Feiertagsfrühstücksbrötchen kaufen oder eine Tankfüllung bezahlen wollten, holte Luft und sagte laut: «Könnte mir jemand von Ihnen fünfhundert Euro leihen?»

Drei Männer wandten mir langsam den Rücken zu und taten so, als hätten sie mich nicht gehört, zwei andere schauten mich an, als sei ich irgendwo ausgebrochen, wo ich besser hätte bleiben sollen.

«Ich bin mit meinen Söhnen hier, um einen Hundewelpen abzuholen. Wir kommen aus Hamburg. Am Geldautomat war ich schon, und die Banken haben heute zu. Mir fehlen noch fünfhundert Euro zum Kaufpreis. Wenn ich das

Geld nicht auftreibe, müssen wir ohne das Hundebaby nach Hause fahren!»

Keine Reaktion.

Scheiß-Westfalen!, dachte ich und verließ wütend den Ort, an dem die Mitmenschlichkeit so schmachlich mit Füßen getreten worden war. Am Ausgang holte mich eine junge Frau ein.

«Ich bin Studentin», sagte sie. «Es tut mir leid, ich habe gar nicht so viel Geld. Aber schauen Sie doch mal, der Mann da drüben bei den Ersatzreifen, der hat einen BMW, der ist bestimmt reich!»

Ich war ihr dankbar und steuerte wüst entschlossen auf den Mann zu, meine armen Kinder rechts und links an der Hand, quasi als Beweisstücke meiner Menschlichkeit und Seriosität. Der Herr sah freundlich, aber irgendwie nicht besonders wohlhabend aus. Er trug einen Monteuranzug, und ich wollte schon wieder abdrehen, als er uns höflich zunickte. Ich fasste neuen Mut.

«Könnten Sie mir fünfhundert Euro leihen?», fragte ich und wiederholte meine herzzerreißende Geschichte. «Wir kommen aus Hamburg», sagte ich und deutete auf mein Auto, ebenfalls ein BMW, sogar dasselbe Modell. So was schweißt doch zusammen. Ich hoffte auf Loyalität innerhalb der Markencommunity.

Der Mann zögerte verständlicherweise. Er sagte, er habe leider sehr schlechte Erfahrungen gemacht mit dem Verleihen von Geld und ich könne ihm ja auch keine Sicherheiten bieten. Ich nickte betrübt und zeigte ihm ein Foto von Hilde aus der Anzeige des Züchters.

Keine zehn Minuten später standen wir erneut vor dem Geldautomaten in Herne. Der Mann im Monteuranzug zählte mir fünfhundert Euro auf die Motorhaube meines Wagens, gab mir seine Kontonummer und verzichtete auf ein Pfand. «Wenn Sie mir das Geld nicht zurückgeben wollen, dann nützt mir auch Ihre Handtasche nichts. Ich vertraue

Ihnen jetzt einfach mal», sagte er und fuhr davon. Wir winkten ihm wie verrückt nach.

Matthias S. aus Herne, Sie haben nicht nur einem Hund ein neues Zuhause geschenkt, zwei Kinder glücklich und mich um viele wertvolle Erfahrungen reicher gemacht – Sie haben den Ruf einer ganzen Region gerettet! Danke.

Der Austausch Hund gegen Geld erfolgte zügig und emotionslos wie der von Spionen auf der Glienicker Brücke. Der seltsame Züchter, der seinen Welpen keine Namen gibt, überreichte uns mit stoischer Miene einen Sack Futter, Impfausweis, Kaufvertrag und eine sehr kurze Liste mit Tipps für die ersten Tage mit Hund. Kein tröstliches Schmusdeckchen für Hilde mit dem vertrauten Geruch ihrer Geschwister, keine Bitte, ab und zu eine Nachricht oder ein Foto zu schicken, kein Streicheln über das Köpfchen des verkauften Tieres.

Ich verstaute mein Hundchen zwischen meinen Söhnen auf dem Rücksitz, fuhr vorsichtig los und hatte nicht das Gefühl, dass Hilde ihr altes Zuhause besonders intensiv vermissen würde. Da konnte sie ja bei meinem nordischen Ehemann auf mehr Sympathie und Herzenswärme hoffen als hier im kalten Westfalen!

Ich schickte dem Mann in Hamburg, der gerade zum ersten Mal Herrchen geworden war, ein Foto des kleinen Hildchens, wohligh versunken im Wäschekorb in der rosa Plüschedecke, mit dem Text: «Endlich ein Mädchen!»

Dann fuhren wir gemeinsam nach Hause.

Es wird allmählich doch recht frisch hier draußen.

Hilde betrachtet mich ernst und scheint sich zu fragen, was sie hier im dunklen Garten soll, wo sie es doch oben im Schlafzimmer sehr gemütlich hatte und sie auch viel lieber die zahlreichen Toiletten im Haus benutzt.

Ihren ersten Haufen hatte sie, gleich nach ihrer Ankunft, auf den nur zur Probe liegenden Kelim in meinem Arbeitszimmer gemacht.

Den beschämend teuren Teppich hatte ich mir tags zuvor ausgeliehen, um seine Wirkung zu prüfen und mich dann auf die Suche nach einem erschwinglichen Modell ähnlichen Aussehens zu machen.

Hilde hatte den Kauf durch ihr Geschäft besiegelt und die Konjunktur unseres Landes damit in nicht unbeträchtlichem Maße angekurbelt. Der Teppich ist ein Traum – ich habe ihn jedoch bis auf weiteres eingerollt, um ihn aus der direkten Schusslinie zu bringen.

Der Gestank von Hildes zweiter Verrichtung hatte mich um kurz vor vier aus dem Tiefschlaf gerissen. Statt sich, wie ich es in meinem ahnungslosen Zustand angenommen hatte, manierlich mit einem dezenten Fiepen zu melden, war Hilde ihrem Wäschekorb neben meinem Bett unbemerkt entstiegen und hatte sich, ganz ohne mir Bescheid zu sagen, auf die Suche nach einem schönen Klo gemacht. Diesmal hatte es meine Meditationsmatte getroffen, mein stilles Plätzchen, mein «Silent Cookie» – Verzeihung, diesen Scherz muss ich zwanghaft machen, sobald es sich auch nur im Entferntesten anbietet.

Exakt so, wie ich es bereits in mehreren Büchern über Welpenerziehung gelesen hatte, hatte ich mir jedes anklagende Wort verkniffen und die verdutzte Hilde eilig die Treppe hinunter in den Garten getragen.

Wobei ich mich jetzt tatsächlich, ähnlich wie der Hund auch, frage, was wir hier eigentlich sollen. Das Malheur ist ja bereits passiert, und die Situation wird nur noch schlimmer dadurch, dass ich einen Schlafanzug aus dem letzten Jahrtausend trage, dessen Anblick auf unvorgewarnte Unbeteiligte traumatisierend wirken könnte.

Ich hoffe inständig, dass jetzt kein schlafloser Nachbar einen nächtlichen Blick nach draußen wirft. Unser winziger

Garten grenzt an einige andere, ebenfalls winzige Gärten und ist von einer Unzahl Fenster aus praktisch komplett einsehbar.



Um die Anlieger vor meinem Anblick zu schützen, müsste ich am Rand der immergrünen Kirschlorbeerhecke entlangroben oder mich unter den Terrassentisch legen. Oder mich nach einem neuen Schlafanzug umsehen.

Ich muss zugeben, dass ich mich in puncto Nachtwäsche grundsätzlich weit entfernt von dem bewege, was man einen guten oder auch nur mäßigen Geschmack nennt. Dasselbe gilt für Pantoffeln.

Da ich zum Einschlafen auf ein paar grundlegende Dinge - Kuschelkissen, schnarchfreie Umgebung und bedeckte Schultern - nicht verzichten kann, kamen für mich jene spaghetti-trägenden Seidennegligés noch nie in Frage, wie sie magere Frauen grundsätzlich in Film und Fernsehen tragen.

Das belastet mich und setzt mich einem modischen Diktat aus, dem ich mich nicht unterwerfen möchte. Wann hat man in den meinungs- und stilbildenden Medien zum letzten Mal einen ordentlichen Frotté-Schlafanzug mit Rippenbündchen und Blumenmuster gesehen?

Ich versuche, im nächtlichen Garten eine würdevolle Protesthaltung einzunehmen. Die Terrassenbeleuchtung erhellt die Szenerie dürftig, aber ausreichend: Frau in Schlafanzug (Flanell, rosa) und Pantoffeln (Plüsch, gemustert) mit gezücktem Gassibeutel (schwarz, biologisch abbaubar) redet beschwörend auf kleinen Hund (karamellbeige) ein.

Ich überlege mir, wie ich Hilde auf möglichst peinlichkeitsfreie Weise deutlich machen kann, dass hier und jetzt der geeignete Ort wäre, zumindest ihr kleines Geschäft zu verrichten. Die Kommandos, die ich jetzt etabliere, gelten schließlich für ein ganzes Leben. So etwas will wohlüberlegt sein.

Morgens um vier im Garten kann es dir ja relativ egal sein, wenn sich dein Hund besonders zügig auf ein ermunternd gerufenes «Mach geschwind ein feines Kackilein!» oder «Scheiße marsch!!!» hinhockt. Aber unter strenger Beobachtung in der Welpengruppe oder auf der Hundewiese möchte ich nicht durch unflätige oder dämliche Kommandos auffallen.

Ich sage mit meiner im Umgang mit zwei Söhnen lang erprobten Chefstimme: «Mach schnell Pipi, Hildchen.» Und tatsächlich! Mein Hund hockt sich hin und macht Pipi.

Ich dreh gleich durch! Was für ein Prachtexemplar habe ich da erwischt! Hochbegabt, anpassungsfähig und sozial kompetent. Und ich selbst scheine ein pädagogisches Naturtalent zu sein, was mir bei der Erziehung meiner Kinder bisher noch gar nicht aufgefallen war.

«Feiiiiiiine Hilde! Braaaaves Hundchen!», kreische ich mehrmals verzückt mit schriller Stimme, weil es meinem in-

neren Bedürfnis entspringt und weil ich gelesen habe, dass man einen Hund, der versehentlich das Richtige getan hat, dafür überschwänglich und in hohen Tönen loben soll.

«Feiiiiiiin gemacht!!!!»

Hilde betrachtet mich indigniert, als hätte ich nicht mehr alle Tassen im Schrank, und im ersten Stock des Nachbarhauses gehen die Lichter an.

Ich greife mir zügig das Hildetier und trage es zurück in sein Wäschekörbchen neben meinem Bett. Ich lösche das Licht, und als Hilde ein leises Winseln von sich gibt, kraule ich ihr die Ohren, die karamellfarbenen, und schlafe mit der seligen Gewissheit ein, alles komplett richtig gemacht zu haben.

[...]